

KRISTINA  
MONINGER

**SPIEGEL**  
Bestseller-  
Autorin

ROMAN

A GIRL  
NAMED  
*Josie*

BREAKING WAVES

Forever

Kristina Moninger  
**A Girl Named Josie**



KRISTINA  
MONINGER

A GIRL  
NAMED  
*Josie*

ROMAN  
BREAKING WAVES

**Forever**

Forever by Ullstein  
www.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage Juni 2026

© 2026 Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und  
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an  
produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: Favoritbuero GbR – Bettina Arlt

Titelabbildung: © Rtzstudio / Shutterstock

Abbildung im Innenteil: © JessAmyArt

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-98978-073-6

**Für Franziska – die das hier erst möglich  
gemacht hat**

**Stardom isn't a profession,  
it's an accident**

LAUREN BACALL

# Wiki

---

Suchen

## Josie Blythe

---

[Artikel](#) [Diskussion](#)

[Lesen](#) [Bearbeiten](#)

---

**Josephine »Josie« Alanis Blythe** (\*25. Mai 1987 in Pasadena, Kalifornien) war eine US-amerikanische Schauspielerin, Sängerin, Model und Moderatorin.

### Leben [Bearbeiten]

Josie Blythe wurde als einziges Kind von Alexandra Seymour jun. und Alan Jay Blythe geboren.

Beide Elternteile waren selbst als Schauspieler tätig.

Alexandra spielte in kleineren TV-Produktionen mit, größere Engagements scheiterten dann aber vor allem am Henderson-Skandal. Alan Jay ist Anteilseigner von Black Sheep Studios, einer Produktionsfirma von Erotikfilmen, für die er auch selbst



Josie Blythe bei der Premiere von *Bones & Hearts* 2003

vor der Kamera stand.

Josie Blythe hatte zwei Halbschwestern, Elly und Sonny Blythe, aus der zweiten Ehe ihres Vaters mit der Countrysängerin Moe Herrera, die mit der Cowboyhymne Fire Rider in den frühen 2000ern kurzzeitig zu Ruhm gelangte.

Blythe wuchs in Pasadena und L. A. auf. Sie erhielt größtenteils Hausunterricht und besuchte nur kurzzeitig öffentliche Schulen. Bereits vor ihrer ersten Hauptrolle im Horrorfilm Killing Tyler wirkte sie in diversen Fernseh- und Filmproduktionen mit. Nach Gastauftritten bei Ally McBeal und Beverly Hills 90210 moderierte sie an der Seite von Justin Timberlake zwei Jahre lang den Mickey Mouse Club. Einem größeren Publikum wurde sie als Anwältin Witty in der beliebten Familienserie Urban Oath bekannt.

Josie Blythe verschwand am 27. August 2005 auf der Insel Harbour Bridge nahe Charleston, South Carolina. Zu diesem Zeitpunkt befand sie sich in einer Rehabilitationsklinik für suchtkranke Jugendliche und nahm an einem Surfcamp teil. Nach dem Besuch eines Konzerts anlässlich des Musikfestivals Harbour Gras verlor sich ihre Spur auf dem Veranstaltungsgelände. Zehn Jahre lang suchten Polizei und Familie nach dem ehemaligen Kinderstar, ehe im Sommer 2015 ihr Tod verkündet wurde. Josie Blythe starb an den Folgen eines Verkehrsunfalls auf der philippinischen Insel Palawan.

Spekulationen über einen vorgetäuschten Tod konnten bis dato nicht belegt werden. Ihr Nachlass wurde ihren Eltern zugesprochen, die sich seither in einem Rechtsstreit um das materielle sowie künstlerische Vermächtnis ihrer Tochter befinden.

## Filmografie [Bearbeiten]

---

- 1994: Killing Tyler
- 1996: The Happy Years
- 1998–2003: Urban Oath (Staffel 1–7)
- 2001: forever Forever
- 2002: Coming of Love
- 2003: Living High
- 2004: Bones & Hearts
- 2005: Wide Land (Staffel 1) – gecancel, keine Ausstrahlung
- 2006: Kennedy's Landing – Shadows (Release nach Verschwinden)

## Trivia [Bearbeiten]

---

Blythes Patentante ist Meryl Streep.

Blythe wird eine Verbindung zu Avery Winter und deren Partner Jake Vanderbeck von der US-amerikanischen Rockband Force of Habit zugeschrieben, jedoch existieren keinerlei gemeinsame Fotos.

Für ihre Darstellung in Living High war Blythe für die Goldene Himbeere nominiert, die Negativ-Auszeichnung ging jedoch an Britney Spears für Not a Girl. Living High wurde 2012 in die Liste der zehn besten Kult-Trashfilme aller Zeiten aufgenommen.

Blythe war für die Rolle der Farmerstochter im Kinofilm Wide Land von Regisseur und Produzent Clark H. Wellington vorgesehen. Nach mehreren kontroversen Medienauftritten wurde ihr Part an Keira Knightley vergeben. In der auf dem Film basierenden Serie wurde Blythe für die Rolle der Alaska gecastet.

Als erste Gewinnerin der Fernsehshow American Idol löste Blythe eine Protestwelle aus, in der die Rechtmäßigkeit ihres Sieges angezweifelt wurde. Die Singleauskopplung ihres Gewinnertitels Aces erreichte dennoch Platin-Status. 2003 unterzeichnete sie einen Plattenvertrag bei Big Machine Records, die Aufnahmen zum Album Endless wurden jedoch nie abgeschlossen und der Vertrag später aufgelöst.

Die Reality-Show Life on a Boat, in der Blythes Leben während eines Segeltörns dokumentiert werden sollte, wurde nicht ausgestrahlt. Das gesamte Drehmaterial fiel kurz vor Einlaufen der Yacht in den Heimathafen einem Wasserschaden zum Opfer.

Nach Blythes Verschwinden erwarb Clark H. Wellington für 3,5 Millionen Euro die Filmrechte an ihrer Lebensgeschichte. Aufgrund einer gescheiterten Spendenvereinbarung kam das Geld jedoch nicht wie von Alexandra Blythe angekündigt der Rehabilitationseinrichtung Summerstone, in der Blythe mehrere Sommer verbracht hatte, zugute, sondern verblieb im Nachlass.

---

Kategorien: Kinderdarsteller | Filmschauspieler | Sänger  
| Model | US-Amerikaner | Geboren 1987 | Frau

# Prolog



In einer anderen Version dieser Geschichte bin ich tot. Aber eine Geschichte ist nie einfach nur eine Geschichte. Es kommt immer darauf an, aus welcher Perspektive sie erzählt wird. Man hat mir meine Stück für Stück abgenommen, sie verklärt, verfälscht, beschönigt und verzerrt.

Ich bin Josie Blythe. Aber ich habe keine Ahnung mehr, wer das sein soll.

Offiziell lebe ich nur noch auf Leinwänden. Abseits davon existiere ich nicht. Ich könnte frei sein. Aber ich weiß nicht, wie.

Ihr wollt die Wahrheit? Die ganze Wahrheit?

Dann sollt ihr sie haben.

Das ist meine Geschichte. Die eines Mädchens namens Josie. Und wenn ich sie erzählt habe, wird nichts mehr sein wie zuvor.

# 1



Heute

Der Wind streicht mir durch die Haare, sie reichen mir jetzt schon fast wieder bis auf die Schultern. Fünfzehn Millimeter pro Monat, das ergibt zwölf Zentimeter, die mir hier in Italien gewachsen sind. 243 Tage und Nächte mit Andrea. Jeden Augenblick davon sauge ich in mir auf wie meine Haut die Sonne. Ein winziger heller Streifen über meinem Schlüsselbein, dort, wo der Bikini sitzt, beweist, dass die sizilianische Sonne sogar meinen blassen Teint ein kleines bisschen dunkler küssen kann.

Andrea steuert das Boot, ich sitze vorn auf der Bank mit dem beigen Lederbezug. Auf der Spitze des Hügels, der sich auf der Insel vor uns erhebt, thront ein Castello, das in seiner Form auffällig an eine Bialetti erinnert. Andrea hat es mir gestern auf einem Foto gezeigt, und wir haben alberne Witze darüber gemacht. Die Insel, die eigentlich auf einen klangvollen italienischen Namen mit vielen Silben und rollendem »R« hört, ist jetzt unsere Espresso-Insel.

Andrea lenkt das Boot in eine Kurve, auf den Anleger zu. Ich will gar nicht an Land gehen, auch nicht auf der malerischen Es-

presso-Insel. Hier draußen auf dem Meer ist es so schön still und friedlich. Die Stimmen in meinem Kopf werden übertönt vom rhythmischen Schlagen des Wassers gegen den Bug. Das Meer ist vielleicht der letzte Ort der Welt, an dem ich mich unbeobachtet fühle. In der Nähe des schmalen Küstenstreifens treibt ein Brett, und obwohl es hier keine Surfer gibt, ertappe ich mich noch immer dabei, wie ich nach ihnen Ausschau halte. Als wir näher kommen, entpuppt sich das Board als ein Stand-up-Paddle, und die einzigen Wellen weit und breit sind die, die wir mit unserem scharfen Wendemanöver verursacht haben.

»Lass uns weiterfahren«, sage ich und drehe mich zu Andrea um. Seine Augen sind hinter der Sonnenbrille verborgen.

Er schüttelt nur leicht den Kopf und streicht sich eine Haarsträhne hinters Ohr. Wenn er wüsste, wie sehr ich ihn liebe ... würde ihm das Angst machen? Zweihundertdreiundvierzig Tage. Wann bin ich das letzte Mal so lange an einem Ort geblieben?

»Wenn du nicht mit mir stranden willst, muss ich dringend tanken«, sagt er und reißt mich aus meinen Gedanken.

»Ich würde gern mit dir stranden.« Es stimmt.

Aber Andrea lacht nur. »Dauert auch nicht lange. Wir legen kurz an, ich besorge Benzin, und wenn du magst, kannst du uns solange einen Kaffee holen.«

Ich nicke.

»Willst du auch mal ans Steuer? Soll ich dir nachher zeigen, wie's geht?«, schlägt er vor. Ich öffne den Mund, schließe ihn wieder. Es ist nicht Andreas Schuld. Woher soll er wissen, dass ich einen Bootsführerschein habe, der auf einen Namen ausgestellt ist, unter dem er mich nie gekannt hat?

»Ich lass mich lieber von dir herumkutschieren.«

Er grinst. »Fauls Stück.«

»Von wegen faul. Ich arbeite an meiner Bräune. Solange ich

nicht aussehe wie eine waschechte Italienerin, geh ich hier nicht weg.«

Demonstrativ strecke ich die Beine aus, gähne und unterdrücke damit auch dieses Gefühl in meinem Magen, das sich immer wieder bemerkbar macht. Ich weiß nicht, woher es kommt, wie man es nennt oder was ich damit anfangen soll. Ob Francesca, Andreas Ex, sich je so gefühlt hat? Ich denke oft an Francesca, obwohl ich sie noch nie getroffen habe.

»Ich wäre für nahtlose Bräune«, sagt Andrea zwinkernd. Nachdem er das Boot mit einem umständlichen Knoten mit viel zu vielen Schlingen am Poller festgemacht hat. Ich widerstehe der Versuchung, einen richtigen Palstek zu machen, der nicht nur hält, sondern sich nachher auch einfach wieder lösen lässt, und gehe auf die Suche nach Kaffee. Und vielleicht einem Kuchen oder einer Panna-cotta.

Tatsächlich sind mir in Sizilien nicht nur zwölf Zentimeter Haar gewachsen, sondern auch mindestens fünf Zentimeter Hüftumfang. Es schmeckt zu gut. Und es steckt zu viel Liebe im Essen seiner großen italienischen Familie.

Andrea sagt, er mag, dass meine Kanten runder geworden sind. Aber ich kann das Gefühl nicht ganz abschütteln, dass sich auch der kleine Ring um meine Mitte nur wie eine Verkleidung über die echte Josie legt. Wie die falschen Namen, die antrainierten Akzente und das Lächeln, das ich gelernt habe, weil ich nicht erklären kann, warum mir so oft zum Weinen zumute ist, die Tränen aber nie fließen.

Es ist eine kleine Insel, die nur von ein paar Familien bewohnt, aber täglich von unzähligen Tagesausflüglern heimgesucht wird. Deshalb säumen die üblichen Souvenirläden die Küstenstraße. Hier gibt es Kunstdrucke von einem Meer, das noch ein bisschen klarer ist als in der Realität, Kühlschrankschrankmagneten, Armbänd-

chen, Strandtücher. Und Zeitschriften. Ein ganzer Ständer direkt vor der Kaffeeausgabe, darunter auch die schlimmste Art – die internationalen Klatschblätter. Die *Gala* hat Jena Malone auf dem Titelbild und berichtet über ihre Schwangerschaft, *USA Today* kümmernt sich um Tiger Woods und Jon Lester, *The Mirror* zerreißt noch vor der Premiere einen Film namens *Ein ganzes halbes Jahr*, und dann, als ich fast schon erleichtert einen Schritt vor an die Theke des kleinen Ladens machen will, erstarre ich.

Da ist es, mein Gesicht. Eine sehr viel jüngere Version davon. Nicht auf der Titelseite der *Oggi*, aber rechts neben einem grinsenden Valentino Rossi. Es ist ausgerechnet ein Bild vom Dreh zu *Living High*. Während der Film in den USA zerrissen wurde, hat er in Italien seltsamen Trash-Kultstatus erlangt. Nur gut, dass niemand aus Andreas Familie (von seinen Eltern abgesehen) je eine Verbindung zwischen dieser peinlichen Lolita-Figur aus meinem verhasstesten Film und mir gezogen hat. Für die italienische Klatschpresse allerdings scheint die Zeit genau in dem Moment stillgestanden zu haben, in dem ich mit Joint im Mundwinkel und in einem schwarzen Badeanzug an einem Pool saß. Immerhin hat die Redaktion den Bereich unterhalb meines Bauchnabels abgeschnitten. Wie sehr ich dieses Bild hasse.

Die drei häufigsten Suchanfragen zu meinem Namen sind:

*Wo ist Josie Blythe?*

*Josie Blythe tot?*

*Josie Blythe Badeanzug Living High*

Sie sehen, was sie sehen wollen. Wellington und seinesgleichen haben dafür gesorgt, dass Pädophilie salonfähig geworden ist. Sie wollen gar keine Frau aus mir machen – ich soll das Mädchen bleiben. Womit ich nicht gerechnet habe, ist die Tatsache, dass mein vorgetäuschter Tod daran gar nichts geändert hat. Denn tot bin

ich tatsächlich für immer das Mädchen. Niemals eine erwachsene Frau, die vor ihrer Vergangenheit um die Welt geflohen ist.

Wenn eine italienische Klatschzeitung Mutmaßungen über meinen Tod anstellt ... dann gibt es eine Person, die sich besonders dafür interessieren wird. Jesper Sandstrom.

Hastig ziehe ich mein Handy heraus und logge mich in seine Accounts ein. Ich mache das wieder häufiger, seit alle Anklagen gegen ihn fallen gelassen wurden. Mein ehemaliger Stalker ist ein freier Mann, obwohl er fast den Tod zweier Menschen verursacht hat. Zu meiner Erleichterung hat er offenbar seine Gewohnheiten seit meinem letzten Check nicht mehr verändert. Er wohnt weiterhin in einer Kleinstadt etwa einhundertzwanzig Meilen von Charleston entfernt und damit für meinen Geschmack noch lange nicht weit genug entfernt von Odina und Isa auf Harbour Bridge. Sein Kalender, in den ich mich gehackt habe, verrät keine Auffälligkeiten. Seit ihn die Redaktion des *Harbour Chronicle* entlassen hat, war er bei ein paar Vorstellungsgesprächen und hat seine Mitgliedschaft im Maybank Tennis Center gekündigt. Er darf sich Harbour Bridge, Odina und ihrem Sohn Jamie bis auf 300 Yards nicht nähern und hat sowohl bei Macey und Burt als auch im Southside Café und dem Seasons Hausverbot. Ich schließe den Account wieder und dränge jeden Gedanken an Jesper Sandstrom beiseite.

Meine Hände sind leer, kein Kaffee, als ich zurück zum Anleger gehe. Andrea kämpft mit der Leine.

»Ich kann bis Harbour Bridge fahren, mit diesem Kahn, wenn ich will. Und das hier ist kein Seemannsknoten.« Wie hart meine Stimme dabei klingt, erschreckt mich selbst ein wenig.

Andrea schaut hoch, kein bisschen irritiert, und sagt nur: »Okay.«

Er nimmt mir den Wind, ehe ich das Segel überhaupt gehisst

habe. Das macht mich ein kleines bisschen weniger wütend und ihn unfassbar liebenswert.

»So vertäut man kein Boot. Soll ich dir zeigen, wie es richtig geht?«

»Klar«, erwidert er. »Zeig es mir.«

Vielleicht spielt es für Andrea keine Rolle, dass es Josie Blythe nicht mehr gibt. Weil es *mich* gibt und man Menschen, die man liebt, nicht labeln muss. Nie habe ich mir mehr gewünscht, recht zu haben, wie in diesem einen Moment, in dem Andrea mir das Seil reicht und mir dabei zusieht, wie ich einen perfekten Palstek um den Poller mache.

## 2



Gestern nach der Bootstour ist mir beim Gießen des Basilikums der tönernerne Topf mit dem kleinen Fresko auf der Vorderseite runtergefallen. Ich habe die zerbrochenen Teile aufgehoben, in der Mülltonne unter einem Pappdeckel versteckt und die Reste aufgekehrt. Nur das kleine Gesicht auf der Vorderseite ist irgendwie verschwunden. Jetzt entdecke ich eine Scherbe, habe aber keine Zeit, nachzusehen, welche es ist, weil Andrea sich nähert. Mein nackter Fuß schnell nach vorn und schiebt sie hinter den Liegestuhl auf unserem Balkon. Heute ist der Himmel ungewöhnlich bewölkt. Eine leichte, aber warme Brise weht über die staubtrockene Landschaft und mit ihr eine Ahnung vom Meer, das nur wenige hundert Meter entfernt hinter den Dächern des kleinen Dorfes seine Wellen gegen Felsen spült. Ein anderes Meer, andere Wellen. Nicht Harbour Bridge. Es war nie mehr so wie auf Harbour Bridge.

»Hey, du bist ja noch gar nicht umgezogen.« Andreas Arme schließen sich von hinten um mich.

»Ich brauch nicht lange.« Seine Umarmung ist so wunderbar stark, dass ich mehr möchte als nur das bisschen Kontakt. Ich

möchte in ihr versinken. Sein Daumen malt kleine Kreise auf meinen Unterarm. Wohlige Gänsehautgaranten.

»Sie leben ja alle noch.« Ich spüre, wie er den Kopf dreht und das Basilikum betrachtet, anscheinend ohne zu bemerken, dass eines fehlt. Im Augenwinkel suche ich nach der verräterischen Scherbe.

Andrea bringt mir jede Woche ein neues Töpfchen vom Einkaufen mit. Es ist eine liebevolle Geste und eine Art Erinnerung daran, wie sehr ich all das typisch Italienische im Haus seiner Familie auf dieser – meiner, unserer – Insel in South Carolina immer geliebt habe.

»Hast du etwa daran gezweifelt, dass ich sie am Leben halten kann? Ich kümmere mich um sie wie um Babys.«

Sein Daumen hält einen Moment in der Bewegung inne. Nur ganz kurz, aber doch lang genug, um es zu bemerken. Ich will meinen Fehler sofort wiedergutmachen und drehe den Kopf, stelle mich auf die Zehenspitzen und hauche ihm einen Kuss auf den Mund. Er lächelt. Sein Daumen bewegt sich wieder, und ich bin erleichtert. Ich muss nicht nur auf Zehenspitzen stehen, ich schleiche auch auf Zehenspitzen um gewisse Themen unserer Vergangenheit herum. Und es ist okay. Wir haben ja Zeit. Nirgendwo auf der Welt scheint es sie so sehr im Überfluss zu geben wie in Süditalien. Auf dem gegenüberliegenden Balkon hängt eine Nachbarin ihre Wäsche ab. Auf der Straße unter uns quietschen Reifen, und kurz darauf ertönt ein lautes Fluchen. Mein Italienisch reicht aus, um aus den wütenden Stimmen herauszuhören, dass Vittorio Bianchi das Kleid seiner Nichte in der Tür eingeklemmt hat.

»Lass uns später fahren. Wir nehmen einfach den Roller.« Sein Atem kitzelt mich, seine tiefe Stimme vibriert angenehm durch meinen Körper.

Ich denke an das Kleid aus blauem Satin, das gebügelt am

Schrank hinter uns hängt. Die Vorstellung, nicht mit seiner Familie in einen Wagen gequetscht zur dritten Hochzeit in diesem Frühsommer fahren zu müssen, versüßt mir den Tag. Ich werde Francesca das erste Mal begegnen. Dann eben mit zerzaustem Haar.

Andreas Finger gehen auf Wanderschaft, und ich lege mich in die Berührung. Rückwärts bewegen wir uns von dem Balkon hinein in die stickige Hitze des Schlafzimmers. Der Ventilator summt und drückt die Gardinen nach außen, der Wind von draußen hält dagegen. Eine Klimaanlage gibt es nicht. Die Wärme staut sich unter den Holzbalken. Obwohl es erst Mai ist, hat die Sonne das ganze Haus aufgeladen wie eine Batterie.

Andrea und ich lassen uns auf das Bett fallen. Er stützt sich über mir auf seinen Armen ab. Es ist ein so winziger Raum, dass man nichts anderes tun kann, als auf dem Bett zu liegen.

»Du musst das hier noch loswerden, bevor du das andere anziehst.«

»Das stimmt wohl.«

Ich greife um Andreas Rücken, ziehe ihn fest zu mir, bis seine Arme einknicken und sein Körper schwer auf meinem lastet. Am liebsten würde ich jede Nacht so schlafen. Nur wenn ich Andrea spüre, habe ich das Gefühl, wirklich am Leben zu sein.

Seine rechte Hand hat sich zwischen uns geschoben, den Saum meiner Baumwollhose nach unten gezogen. Er stöhnt leise in mein Ohr. Seine Finger tasten zwischen unseren Körpern, mit sanftem Druck findet er meine empfindlichsten Stellen. Wie gut er inzwischen weiß, wie ich reagiere, was ich mag und was nicht. Er kennt meine Traumata, nicht, weil ich ihm von ihnen erzählt habe, sondern weil mein Körper berichtet.

Draußen ertönt ein Geräusch, das ich inzwischen nur zu gut kenne ... Verdamnte Kirchenglocken.

»Porca miseria«, schimpft Andrea und zieht seine Hand langsam weg.

Er tippt sich ans Ohr, und gemeinsam lauschen wir dem lauten Dröhnen der Kirchenglocken. Hier, in diesem verschlafenen Vorort, ertönt das Geläut zu den unmöglichsten Zeiten, und in den vergangenen Monaten habe ich gelernt, welchem Gesetz es gehorcht.

»Wenn wir uns richtig beeilen, schaffen wir es noch.«

Eine Viertelstunde vor dem Beginn der Messe schlagen die Glocken der Cattedrale di San Nicolò noch einmal Alarm, um auch wirklich jeden zum Kirchengang zu rufen. Auch die, die sich gern drücken würden.

»Ich würde lieber hier weitermachen ...« Andrea verzieht das Gesicht. Er erinnert mich dabei sehr an seine Schwester. Odina Bianchi schaut ganz genauso, wenn ihr etwas absolut nicht in den Kram passt.

Ich küsse Andrea auf die Stirn. »Wir könnten uns nachher davonschleichen«, schlage ich vor. »Wie letzte Woche.« Ich zwinkere.

»Ich werd dich dran erinnern.«

Wenige Minuten später schließe ich hinter Andrea auf dem Roller die Augen und stelle mir ein paar verrückte Sekunden lang vor, da vor mir säße nicht er, sondern Odina. Stelle mir vor, nicht über das Kopfsteinpflaster dieser uralten Stadt auf eine Kirche zuzufahren, sondern auf einer sandigen Inselstraße in Richtung Pier unterwegs zu sein, wo Avery, Isabella und Lee mit einem Surfboard unter dem Arm auf uns warten. Seit meinem Geburtstag ist mir das nun schon ein paarmal passiert. Seit diesem alten Foto auf der Zeitschrift vermischen sich die Dinge wieder. Werden aus Ebbe und Flut Wellen auf Harbour Bridge.

In der letzten Kurve gerät der Roller ein wenig ins Rutschen,

Andrea gleicht mit dem Fuß aus, und ich bin wieder ganz im Hier und Jetzt. Was soll diese Tagträumerei auch? Ich trage keinen Wetsuit, sondern ein festliches Kleid, und selbst mit viel Phantasie ist Andreas Rücken einfach zu breit, um sich wirklich einreden zu können, noch einmal mit Odinas Vespa »Betty« Pizza auszuliefern.

Sobald der Roller zum Stehen gekommen ist, springe ich ab, fahre mir durch die Haare und wische mir die Tränen aus den Augen. »Ich hätte eine Brille tragen sollen«, sage ich zu Andrea. »Und Odina kommt sicher nicht?«

Er schüttelt den Kopf. »Die Flüge waren unfassbar teuer.«

»Schade ...« Seit Wochen hoffe ich, dass Odina und ihr Sohn Jamie hierherkommen. Dass ich sie ansehen kann und wieder weiß, wer ich bin.

»Nächstes Jahr«, sagt er. »Vielleicht.«

Nächstes Jahr. Es fällt mir unfassbar schwer, auch nur an nächste Woche zu denken. Nächstes Jahr kommt mir vor wie ein unendlich weit entferntes Sonnensystem.

Er greift nach meiner Hand. Die breiten Tore des Hauptportals sind schon geschlossen, also suchen wir einen Seiteneingang, durch den wir möglichst unauffällig hineinschlüpfen können. Wir giggeln ein bisschen, und ehe wir die Tür aufstoßen, drückt er mir einen sehr unkatholischen Kuss auf den Mund. »Ich freue mich auf später, Signora«, raunt er mir noch zu.

Mein Herz überschlägt sich vor Freude und nimmt mir ein wenig die Angst vor diesem Tag. Bei den letzten beiden Hochzeiten hat Andrea sich wahnsinnig bemüht, mich zu integrieren, aber bis auf ein paar Floskeln bekomme ich in dieser fremden, schnellen Sprache noch nicht viel hin. Für eine richtige Unterhaltung reicht es noch lange nicht, also habe ich mich an die Törtchen, Dessertschälchen und das Wasserglas gehalten und sehnlichst darauf gewartet, dass alle zu tanzen anfangen.

Andrea nickt seinen Leuten zu. Freunde, deren Namen ich kenne, aber über die ich nur wenig weiß. Ich drücke mich hinter ihm durch die bereits voll besetzten Reihen, bis wir jene Bank erreichen, auf der seine Familie sitzt, und dann sehe ich sie. Sie muss es einfach sein. Francesca.

Eine dunkelhaarige Schönheit, die ich sofort um alles beneide, was ich in den ersten zehn Sekunden wahrnehmen kann. Um ihre glatten, dichten Haare, die langen, schlanken Beine und das üppige Dekolleté. Um den Blick, den sie meinem Andrea zuwirft und der irgendetwas zwischen mitleidig, freundlich und traurig ausstrahlt. Ich kann nicht sehen, ob oder wie er ihn erwidert, und das macht mich so fertig, dass ich über den Absatz dieser kleinen Bank stolpere, auf die man sich immer wieder während der Messe kniet.

»Sorry«, murmele ich. Ein Gebetsbuch kracht auf den Boden, und der Knall hallt so laut, dass sich alle Köpfe zu mir drehen. Andrea lächelt mich aufmunternd an, bevor ich schließlich mit ansehen muss, wie er sich neben seine Ex-Freundin setzt. Während ich mit dem Wunsch, zu verschwinden, beschäftigt bin, schiebt sich ein kleinerer Junge an mir vorbei, und mir bleibt nichts übrig, als den Platz neben ihm einzunehmen. Ich kann nicht nach Andreas Hand greifen und bräuchte sie, um mich festzuhalten.

Er lächelt mich an, zieht bedauernd die Schultern hoch, und ich bemühe mich, mir die Hilflosigkeit nicht anmerken zu lassen. Dass er im nächsten Moment Francesca etwas ins Ohr wispert, hilft nicht gerade. Sie hält sich die Hand vor den Mund und kichert los. Bezaubernd. Ich möchte sie hassen. Dabei hat sie bessere Gründe, mich zu hassen.

Ich weiß, dass Andrea ständig mit seinem Verantwortungsbeusstsein zu kämpfen hat und Familie ihm über alles geht. Ich mag das an ihm, sehr sogar, aber es ist mir auch so fremd wie all die Rituale in der Kirche. Die gemurmelten Antworten auf den

Sprechgesang des Pfarrers, der Rhythmus des Aufstehens und Wiederhinsetzens, in dem ich beim besten Willen kein Muster erkennen kann. Ich imitiere die Gesten der anderen, bewege die Lippen, bekreuzige mich. Der Kirchengang ist eine Parabel für mein Leben hier. Auch nach acht Monaten noch habe ich das Gefühl, eine Rolle in einer Serie zu spielen. Es ist eine schöne Serie, ich will gar nicht, dass sie aufhört. Ich will nur, dass sie sich endlich echt anfühlt, und nicht ständig über meinen Text nachdenken müssen.

Die Orgel erklingt und lässt für einen Moment auch meine Gefühle verstummen. Vielleicht ist dieses Monstrum aus Pfeifen und Pedalen das Gewaltigste, was es gibt, denn es klingt nicht wie ein einzelnes Instrument, sondern wie ein ganzes Orchester. Die Orgelmusik ist das Einzige, was ich an diesen Kirchgängen und Hochzeiten wirklich liebe.

Religion ist ein Konzept, das irgendwie an mir vorbeigegangen ist. Alexandra Blythe betet nur eine Sache an: Geld, mein Vater war eine Zeit lang bei Scientology, aber nicht, weil er an den Thetan in sich geglaubt hat, sondern dachte, dadurch Kontakte in die Filmbranche zu knüpfen.

Man kann über diese ganzen alten, katholischen Rituale wirklich denken, was man möchte. Aber ich spüre, wie hier drinnen alle zu einem großen Ganzen werden. An dessen Rand ich stehe und nicht weiß, was als Nächstes kommt.

Irgendwann gehen alle nach vorne, um sich die Hostie abzuholen, ich bleibe sitzen, schiebe die Füße zurück, damit niemand über mich stolpert, als wäre ich nicht ohnehin unsichtbar, und schaue dabei zu, wie Francesca Andreas Mutter unterhakt und mit ihr gemeinsam Richtung Altar läuft. Der Junge neben mir, der offenbar noch nicht zur Kommunion darf, und ich sind die Einzigen in der Bank. Ich fühle mich beobachtet. Und verdammt einsam.

• • •

Francesca reicht mir ihre Hand mit den langen schlanken Fingern, an einem davon steckt ein Ring mit einem kleinen grünen Stein. Ich war auf genug italienischen Hochzeiten, um zu wissen, dass man an genau diesem Finger einen Verlobungsring trägt. Hat sie den von Andrea?

»Francesca«, stellt sie sich vor. Doch ehe ich meinen Namen nennen kann, hat sich unser Händedruck schon in Luft aufgelöst.

Was sie wohl von mir weiß? Ich suche nach Andreas Blick. Aber er spricht in schnellem Stakkato mit einem Mann neben ihm. Ich verstehe kein Wort, und mir fällt keines ein, das ich zu Francesca sagen könnte.

Sie lächelt, und ich verziehe den Mund, es könnte auch eine Grimasse sein. Der Moment droht unangenehm zu werden. Wir stehen vor der Kirche, auf Tablett werden Sektflöten herumgereicht, und irgendjemand kämpft mit der Musikanlage. Francesca nimmt zwei Gläser vom Tablett und will mir eines reichen.

»Nein danke.«

Sie zuckt die Schultern und stellt es zurück. Ich schaue mich um, und dann ... dann sehe ich, wie sich jemand mit einer Kamera nähert. Francesca wirft ihr langes Haar über die Schulter und nimmt eine Pose ein, doch die Linse richtet sich gar nicht auf sie, sie fixiert mich. Mein Puls beschleunigt sich rasant, ich mache einen Schritt zurück. Jemand sagt etwas. Zu mir?

Das helle Haar des Fotografen fällt auf unter all diesen dunkelhaarigen Mähnen und schicken Hüten. Eine Frau mit einem weißen Sonnenschirmchen schiebt sich zwischen uns. Der Fotograf drängt sich an ihr vorbei und das riesige Objektiv der Spiegelreflex nähert sich mir unaufhaltsam. Sicherlich hat er jetzt alles von mir im Fokus. Den kleinen, überschminkten Pickel unter der Lippe, die

Einzelheiten dieser Nase, die nicht meine echte ist, meinen ausgebleichten Haaransatz, das schnelle Beben meiner Brust.

Es muss aufhören.

»Stopp!«, rufe ich. »Subito!«

Niemand scheint es zu bemerken. Ich mache einen Schritt nach vorn, höre einen Schmerzenslaut, aber ich bin nicht aufzuhalten. Er soll sein feiges Gesicht zeigen. Jetzt.

»Hör sofort auf damit!«

Eine blitzschnelle Bewegung und ich habe die Kamera in der Hand, zerre mit aller Kraft an ihr, doch der Fotograf hat sie mit einem Gurt um seine Schulter gelegt. Ich schaue hoch. In ein fremdes Gesicht. Das hier vor mir ist nicht Sandstrom, und trotzdem denke ich unangenehm lange darüber nach, ob er es sein könnte.

Eine Hand legt sich auf meine Schulter, und gerade will ich sie abschütteln, da erkenne ich, wem sie gehört.

»Jo, was tust du da?« Andreas Stimme ist nicht so ruhig wie immer. Er klingt erschrocken.

»Er ... hat ... wollte ... mich fotografieren.«

Das ist der Moment, in dem mir auffällt, dass es stiller geworden ist um uns herum. Ein kleiner Kreis hat sich gebildet, in dessen Mitte die Braut steht und mich anstarrt.

Andreas Mutter hat die Hand auf ihren Mund gepresst, Francesca fummelt aus irgendeinem Grund an ihren Sandalen herum, und auf der Wange des entgeisterten Fotografen sind Kratzspuren zu erkennen. War ich das etwa? Was habe ich getan?

»Das ist der Hochzeitsfotograf!«, erklärt Andrea verwirrt.

»Ich ... das wollte ich nicht, ich dachte, er ...«

»Es ging nicht um dich, Jo«, sagt Andrea. Genauso gut hätte er mir ins Gesicht schlagen können. »Er wollte nur die Braut inmitten ihrer Brautjungfern fotografieren.«

Es tut mir leid. Kein Wort schafft es, meine Lippen zu verlas-

sen. Ich möchte einfach nur noch weg. Es ist Vittorio, Andreas Vater, der mich rettet, indem er in die Hände klatscht und verkündet, dass es Zeit sei, aufzubrechen, weil doch sicher niemand wolle, dass das Essen kalt wird.

»Ich möchte nach Hause«, flüstere ich Andrea zu.

Er sieht mich ein wenig hilflos an, greift nach meiner Hand. »Du bist Francesca auf die Füße getreten, vielleicht solltest du dich kurz entschuldigen.«

Ich schaue zu ihr und öffne den Mund. Aber sie winkt ab, noch ehe ich etwas sagen kann, und lächelt mich verkniffen an. »Schon gut«, soll das wohl heißen.

Ich brauche dringend etwas, das den Schmerz betäubt. Wie damals. Ein Überlebenselixier. Ich will es so sehr, dass ich den Rausch in meinen Adern, den ich so erfolgreich bekämpft habe, plötzlich spüren kann. Nein. Das. Darf. Ich. Nicht. Zulassen.

»Tut mir leid. Das war dumm von mir. Natürlich bleiben wir.«

Erleichterung huscht durch Andreas dunkle Augen.

Später im Restaurant gibt es kein Schild mit meinem Namen, alle anderen haben kleine Holzbuchstaben an ihren Weingläsern baumeln. Maria, Emilio, Antonella, Francesca ... Die Braut hat sich dafür entschuldigt, das »J« in meinem Namen sei immer wieder entzweigebrochen.

Andrea gibt sein Bestes, mich einzubeziehen, doch am Ende halte ich mich wieder an meinem Wasser, an der ersten, der zweiten und dritten Panna cotta fest, und als sich alle Gespräche erschöpft haben, verbringe ich eine halbe Stunde damit, die Produkte auf der Damentoilette zu testen, die man hier für die Gäste bereitgestellt hat. Mascara, Lippenstift, Haarspray, Deo. Ich rieche nach Blaubeere, nicht mehr nach Zitronen, als ich mich wieder nach draußen wage. Wenn Odina hier wäre, könnten wir uns über

die beiden Tanten kaputtlachen, die ihre winzigen Hunde bei Tisch mit Löffelchen füttern.

»Hey, schöne Frau«, sagt Andrea endlich.

»Noch eine Panna cotta, oder gehen wir nach Hause?«

Ich nicke. Nicht in der Lage, dieses »nach Hause« zu wiederholen und dabei zum ersten Mal, seit ich hier bin, nicht das Gleiche zu meinen wie er.

### 3



Andrea hat die dunkle Anzughose geöffnet, das helle Hemd bis zur Mitte der Brust aufgeknöpft.

»Jo«, flüstert er. »Wir müssen da noch etwas zu Ende bringen.« Am geöffneten Fenster schiebt Andrea mir langsam die Spaghettiträger meines Kleides von der Schulter. »Ich will dich.«

»Nur dich«, ergänzt er, als hätte er die Frage in meinem Innern gehört. Ich kenne niemanden, der so krumm und schief pfeift wie Andrea, der mit so grauenvollem Akzent englische Lieder schmettert. Aber ich kenne auch niemanden, der so treffsicher die richtigen Worte im richtigen Moment findet und einen zurück in Takt bringt, wenn man glaubt, seinen Rhythmus verloren zu haben.

»Du denkst zu viel«, flüstert er.

»Dann hilf mir, damit aufzuhören«, wispere ich zurück.

Er dreht mich zu sich, und es kostet ihn nur eine kleine weitere Bewegung, um das Kleid auf den Boden fallen zu lassen. Darunter bin ich bis auf den Slip nackt.

Die Nacht ist warm, trotzdem erschauere ich ein wenig. Andrea fährt mit seiner Hand zwischen meinen Brüsten hindurch bis

hinunter zu dem einfarbigen Tanga. Dann packt er meine Hüften und hebt mich hoch. Ich schlinge meine Beine um ihn.

»Du bist viel zu angezogen«, murre ich.

»Das können wir ändern.« Andrea setzt mich auf dem Bett ab.

»Wo genau haben wir aufgehört?«

»Ich glaube, ungefähr hier«, sage ich.

Es kostet ihn ungewöhnlich viel Zeit, sich von der Hose und dem hellen Hemd zu befreien.

Ich liege nackt vor ihm und lächle ihn an. Den schönsten Mann Italiens. Den schönsten Mann, der mir je begegnet ist. Spielerisch lasse ich meine Hände über meinen Körper nach unten wandern und höre sein heiseres, erregtes Lachen.

»Josie, du machst mich verrückt.«

Vielleicht liegt es an dem »Josie«, wo er sonst als einziger Mensch auf dieser Welt Jo zu mir sagt. Oder an dem Blick, den er mir schenkt, der früher aber einer anderen gegolten hat, von der ich jetzt weiß, wie sie aussieht. So oder so, ich halte inne. Meine Hand kommt zum Stoppen, etwas tief in mir erinnert mich an einen nur zu vertrauten Schmerz. Ich will ihn fragen, ob ich nicht mehr seine Jo bin, kann mich aber gerade noch davon abhalten. Es wäre wirklich gut, diese Überproduktion an Gedanken endlich herunterzufahren.

Andrea hat meine Hüften gepackt und mich näher an die Bettkante gezogen. Ich beobachte, wie er sich das Kondom überzieht, lecke mir über die Lippen, die immer zu trocken sind in dieser Hitze. Draußen ertönt ein Hupen, gefolgt von einem lauten Rufen, die Worte kann ich dieses Mal nicht übersetzen. Andrea lacht leise.

»Was sagen sie?«

»Das willst du nicht wissen.«

»Können wir sie ignorieren?«

»Wir müssen«, brummt er. Dann legt er seine Hand über

meine, lässt einen Finger gemeinsam mit meinem in mich gleiten und lässt mich dabei nicht aus den Augen. Ich drücke mich ihm entgegen. Mehr. Ich brauche mehr.

Wir schwitzen beide, unsere Körper glitschen übereinander, als hätten wir sie eingölt. Zentimeter für Zentimeter vereinen wir uns miteinander, und es gelingt mir, nur noch Andrea zu sehen. Es ist immer noch so wie in den ersten Tagen hier. Immer noch so, als würde die Welt verblassen und die Vergangenheit ihren Schrecken verlieren, wenn er und ich eins sind.

Er sucht meinen Mund, ich sauge an seinen Lippen, ziehe ihn tiefer in mich und verspüre keinerlei Drang, mich zu beeilen. Das hier soll nicht enden. Ich halte ihn fest und versuche, ihn in seinen Bewegungen aufzuhalten, doch er grummelt gegen meine Lippen: »Zu spät, Jo. Zu spät. Sorry.«

Das Erschüttern seines Körpers überträgt sich auf meinen. Zwei Enden eines Nervenstrangs, und ich bebe unter ihm. Vielleicht wird doch noch alles gut. Es muss einfach, oder?

Und dann denke ich an all die Dinge, von denen er immer noch keine Ahnung hat. Wir können uns ein Bett teilen, mit meiner Hälfte der Vergangenheit muss ich alleine klarkommen.

## 4



### Sechzehn Jahre zuvor

Ich saß in einer Traube aus Menschen, und jemand puderte meine Nase. Mein Niesen ging unter, zu laut war das hektische Treiben in der Maske. Zweimal hatten sie das Make-up neu auftragen müssen, jedes Mal hatte ich alles wieder zerstört. Das konnte ich gut: Dinge kaputt machen.

*Ich will da nicht raus. Ich will da einfach nicht raus.*

»Du musst gleich raus«, ertönte die Stimme meiner Mutter. Ihre langen Fingernägel bohrten sich in meinen Unterarm. Reiß dich zusammen, hieß das, auch wenn sie mich weiterhin mit geschlossenem Mund anlächelte. Je weniger sie ihre Gesichtsmuskeln beanspruchte, desto länger konnte sie die nächste Botox-Behandlung hinauszögern. Ihre Angst vor Spritzen hielt ihrer Angst vorm Altern gut ausbalanciert die Waage.

»Das ist doch dein Traum!«, säuselte die Produzentin und lehnte sich unnötig weit zu mir nach unten. Ohne ihre High Heels war sie nicht viel größer als ich. Sie hatte eine Stupsnase, die sie viel jünger machte, gleichzeitig aber wirkte, als wäre sie außerhalb

ihres Gesichts gewachsen und im Nachhinein dorthin verpflanzt worden. Ich hatte gehört, eine Nase musste erst gebrochen werden, bevor sie neu zusammengesetzt werden konnte. Wie verdammt weh musste das tun?

Mein Traum ... ja, mein Traum war ein ganz anderer. Ich wollte nur in meinem Bett liegen und von unserer Haushälterin Anjali eine heiße Milch mit Honig serviert bekommen. Die Fingernägel meiner Mutter hatten kleine Halbmonde in meinen Unterarm gedrückt; sie rieb jetzt darüber, und es tat ein wenig weh. Ihr Blick aber war schmerzhafter. Enttäuscht. Die Steigerungsform von verärgert.

»In fünf Minuten! Sei einfach du selbst.«

Die Make-up-Frau hatte ein nettes, ungeschminktes Gesicht. Vielleicht hatte sie so vielen Menschen ein fremdes aufgemalt, dass sie ihres natürlich halten wollte.

»Du siehst toll aus«, sagte sie. Ich mied den Blick in den Spiegel dennoch.

Gestern hatten wir bis in die Abendstunden die Außenszenen von *Urban Oath* abgedreht, heute früh den ersten Flieger nach New York genommen. Ich war so unendlich müde. Als Witty konnte ich jeden Take endlos wiederholen. Bei *Letterman* wurde nur wenig herausgeschnitten, und wenn man ehrlich war: Alles, was einem in einer Late-Night-Show an Peinlichkeiten passierte, war exakt das, was die Late-Night-Show passieren lassen wollte. Ein einziger Albtraum.

Es war kurz vor halb fünf, wie immer zeichnete der Sender am Nachmittag auf, aber ausgestrahlt wurde schon heute Abend. Ich hatte Angst vor David Letterman. Er war ein älterer Mann, der Leute zum Lachen brachte – der reinste Horror für jemanden wie mich, die jedes Lachen auf sich selbst bezog.

»Es ist auch nichts anderes als der *Mickey Mouse Club*«, brummte

meine Mutter. Genervt davon, dass die Halbmonde noch immer zu sehen waren. Meine Haut war schuld daran, ihre kleinen Gewaltausbrüche nicht schnell genug zu vergessen.

*Ich will da nicht raus. Ich will da einfach nicht raus.*

»Es geht los«, sagte sie, und meine Beine streckten sich reflexartig. Sie hatte mehr Macht über meinen Körper als ich selbst.

Im Flur vor dem Studio verabschiedete sie sich von mir, mit diesem Ausdruck im Gesicht, der Gehorsam und Leistung einforderte.

Eine Tür öffnete sich, und der zweite Gast des Abends stellte sich neben mich. Layney Paddington. *Der Kinderstar* Amerikas. Bevor ich es wurde. Jetzt war sie erwachsen und sah mindestens genauso unglücklich aus wie ich. Sie schien es nur ein bisschen besser verstecken zu können.

»Nervös?«

Ich nickte.

»Du bist zuerst dran.«

Ich nickte noch einmal.

»Er ist okay«, erklärte sie. Die Assistentin vor uns mit den Steckern im Ohr beachtete uns nicht. »Letterman«, fügte Layney unnötigerweise hinzu.

»Ja, sicher.«

Vom Aufnahmerraum drang lautes Gelächter zu uns nach draußen. Die Haare an meinen Unterarmen stellten sich auf. Viel zu viele Augen, die sich vernichtend auf mich richten konnten. An die Gesichtslosigkeit der Kameramänner hatte ich mich inzwischen gewöhnt, bei einem Publikum funktionierte der Trick jedoch nicht. Da war nichts zwischen ihren Augen und meinen. Keine Scheibe, keine Linse, nur durchsichtige Luft. Ich spürte Layneys Hand in meiner, und die Gänsehaut wurde zu einem Gänsekörper.

»Nimm das. Schnell, jetzt. Hilft.«

Sie legte einen harten winzigen Gegenstand in meine Hand und schloss meine Finger mit ihren.

Eine Tablette.

Ich schaute in Layneys hübsches Gesicht.

»Was ist das?«

»Das«, flüsterte sie und lächelte. »Ist mein Überlebenselixier.«

Ich hob die Hand zum Mund und schluckte die Pille trocken hinunter. Was hatte ich schon zu verlieren?

• • •

Nachts hörte ich die Kojoten heulen, wenn sie im Schutz der Dunkelheit auf der Suche nach Nahrung durch die Gärten meiner Heimatstadt zogen. Einer kam manchmal auch zu uns, und ich konnte ihn durch den freien Schlitz zwischen den Jalousien meines Fensters beobachten. Er war mager, hatte riesige Augen, mit denen er mich direkt anstarrte.

Wir waren uns gar nicht so unähnlich, der Kojote und ich. Pasadena war für ihn ebenso ein Gefängnis, wie es für mich eines war. Er wurde niemals satt hier. Ich niemals glücklich. Der Kojote grub im Garten, und ich hatte ein Versteck. Unter dem Lattenrost lagerten die Pillen und Spritzen.

Man konnte in L. A. einfach alles bekommen, man musste nur wie der Kojote die richtigen Straßen kennen. Einige Wochen lang waren die Pillen auch mein Überlebenselixier gewesen. Bis sie nicht mehr richtig wirkten.

Meine Zimmerdecke wollte mir nicht verraten, wie ich den nächsten Tag überstehen sollte, egal wie lange ich sie anstarrte und um eine Lösung bettelte. Für morgen war die Szene anberaumt, die sie kurzerhand reingeschrieben hatten und in der Witty, also ich, sich gegen den aufdringlichen Klienten wehren musste. Das

Gefühl von »Ich will das nicht« war wieder da. Wie bei Letterman. Und es wollte mir nicht gelingen, mir einzureden, dass das alles nicht mir passieren würde, sondern Witty. Dass es nicht mal Witty wirklich passierte, sondern einfach nur eine Geschichte war. Spielen fühlte sich in letzter Zeit zu echt an. Alles hatte sich vermischt. Das Echte mit dem Ausgedachten. Das Gespielte mit dem Gelebten.

Unten knallte eine Tür, Anjalis Singen kam nicht gegen die Streitgeräusche an. Die Ehe meiner Eltern war schon lange gescheitert. Noch etwas, das meinetwegen kaputt gegangen war. Einzig den Nachnamen, den meine Mutter nicht mehr abgeben wollte, hatten sie noch gemein. Sie sprachen über mich, weil sie dann wenigstens nicht über sich sprechen mussten. Inzwischen waren sie sich nicht mal mehr darin einig. Die Absätze meiner Mutter knallten über die Fliesen in der Küche, gefolgt von den dumpfen Schritten meines Vaters, der ihr nachging und in den seltenen Fällen, da er zu Hause war, nie seine Schuhe auszog. Ich hielt die Hände über die Ohren und sang das Lied, das ich von Anjali gelernt hatte. Aber Wale hört man nur unter Wasser, und ich war eindeutig an der Oberfläche, so sehr ich mich auch bemühte, abzutauen. Unter der Matratze suchten und fanden meine Finger die kleine Phirole.

»Für besondere Situationen, knallt richtig rein«, hatte er gesagt und mir den Stoff als Probepackung geschenkt. Mit dem kleinen Unterschied, dass das hier kein Waschmittelpäckchen war, sondern eine Substanz, die selbst der Dealer mit dem bunten Strickmützchen mir nicht so genau erläutern konnte. »Es haut rein wie Opium, Schätzchen.«

Ich drehte mich zum Fenster, und da war er wieder, mein Kojote. Nur dieses Mal nicht allein. Zwischen seinen Zähnen hielt er ein Tier mit gestreiftem Fell. Eine Katze vielleicht. Zum ersten Mal

in meinem Leben war ich erleichtert darüber, dass meine Eltern mir keine Haustiere erlaubt hatten. Seinfeld zählte nicht, hatte er doch nicht einmal eine Woche hier geschafft.

Der Stärkere gewinnt den Kampf um Leben und Tod. Der Kojote war heute Nacht der Stärkere. Und morgen würde ich es sein. Ich würde ihnen nicht erlauben, meine Seele wie eine Trophäe in ihrem Maul herumzutragen. »Besser als Heroin, macht nicht so schnell abhängig.« Was sollte schon passieren? Es konnte ja kaum schlimmer werden.

• • •

Es war ein Gefühl wie Fliegen und Fallen gleichzeitig. Der Raum drehte sich, ich war ganz ruhig, tat nichts. Hielt aus und schwieg, stand still, so wie es das Drehbuch vorschrieb. Aber um mich herum passierte so viel gleichzeitig, dass jede Bewegung in mir ohnehin in sich erstickt wurde. Farben drehten Kreise, Leonardos Augen verwandelten sich in die des Kojoten, und neben meinem Drehpartner stand ein Silberdachs. Im Maul hielt er eine Hand mit langen Fingernägeln. Ich bückte mich, ganz weit nach unten. Der Silberdachs war so viel kleiner, als er von hier oben aussah. Je näher ich ihm kam, desto wirrer wurden die Farben, und dann ... griff ich ins Leere.

Es wurde dunkel. Jemand hatte, ohne zu fragen, das Licht gelöscht, und ich fragte mich, wo Leonardo geblieben war. Ein Schritt zurück, noch einer, bis ich auf etwas Weiches fiel. Hoffentlich hatte der Kojote sich nicht wehgetan.

Stille. Ganz viel Stille.

»Ist sie wach?«

»Sie blinzelt!«

»Mein Gott ... Was ist passiert?«

»Ihre Pupillen ... Wo bleibt der Arzt?«

»Gehen Sie zur Seite.«

»Nimmt sie Medikamente? Drogen?«

Stille. Der Silberdachs war weg, er hatte den Kojoten mitgenommen. Das waren nicht seine Augen. Sie waren ja viel zu blau. Zu eisig. Zu kalt.

»Kannst du mich hören, Josephine?«

»Wir haben eine Spritze in ihrer Garderobe gefunden.«

»Silberdachse jagen gemeinsam mit Kojoten. Der Dachs gräbt, der Kojote fängt.«

Wer hatte das gesagt? Ich drehte den Kopf und wollte herausfinden, wer das außer mir noch wusste.

»Sie ist ansprechbar.«

»Gott sei Dank.«

»Wir müssen sie trotzdem mitnehmen.«

Hatte ich das etwa gesagt, das mit dem Kojoten?

»Und ein Drogenscreening machen.«

Stille.

Dann fasste mich jemand an. Es wurde ungemütlich. Meine Augen brannten. Ich lag gar nicht auf einem Fell, wurde mir klar, sondern auf dem Sofa der Kanzlei. Am Set. Hier gab es zwar wilde Tiere, aber das waren allesamt Menschen. Keine Kojoten dabei.

»Das geht so nicht weiter.«

»Ein Drogenscreening halte ich für unnötig.« Das war die Stimme meiner Mutter, und ihre Finger befanden sich dort, wo sie hingehörten. Nicht einmal ihre langen Krallen hatten die Tiere mitgenommen.

»Kann ich bitte mit einem Verantwortlichen sprechen?«

Unter einem Brillenrand sahen mich freundliche Augen an.

Sollte ich ihnen von den Kojoten erzählen? Oder war das nicht der richtige Zeitpunkt?

»Ich bin ihre Mutter.« Die kalten Hände von Alexandra Blythe schlossen sich um mein Handgelenk. Es kostete mich viel Kraft, sie abzuschütteln.

»Das habe ich befürchtet«, kam es von der Frau, zu der die Brille und die freundlichen Augen gehörten. Die Ärztin? »Einen Verantwortlichen der Show, hierher, sofort. Und ein Drogenscreening ist unabdingbar. Ihre Tochter war fünfzehn Minuten lang bewusstlos, hat halluziniert und sich offenbar eine unbekannte Substanz gespritzt.«

»Aber der Dreh ...«

»Glauben Sie mir, Josephine wird eine ganze Weile nicht mehr vor der Kamera stehen. Dafür werde ich sorgen.«

Und genau das tat sie dann auch. In Pasadena jagten des Nachts weiter die Kojoten, mit und ohne Silberdachse. Aber ich war für den Sommer frei.

Es gelang der Ärztin zwar nicht, meine Mutter von einer stationären Aufnahme in eine Entzugsklinik zu überzeugen, aber die Produktionsfirma befürchtete einen Skandal. Der CEO von MPG Limited war Anhänger einer alternativen Glaubensgemeinschaft, die zufällig eine luxuriöse Rehaklinik auf einer kleinen Insel am anderen Ende des Landes betrieb. Ich würde eine ganze Zeit lang nicht mehr Witty spielen müssen, sondern den Sommer in fucking South Carolina verbringen, mit drei Drehbüchern in der Tasche zum Textlernen. Auf einer Insel am Arsch der Welt. Auf Harbour Bridge.

Nie hatte ich mich so geirrt. Was ich für den Tiefpunkt hielt, wurde zum Besten in meinem Leben. Wie hätte ich sonst je herausfinden sollen, dass ich Teil von etwas Ganzem sein konnte, ohne es von innen heraus zu sprengen.

## 5



Das Klirren ist zu leise, um jemanden wie Andrea aus dem Schlaf zu reißen. Jemanden, der schlecht schläft, wenn es still ist, nicht, wenn es laut ist. Andreas Arm liegt schwer auf meinem Bauch. Genau an der Stelle, die er sehr bewusst auslöst, wenn er mich streichelt, weil sie uns beide zu traurig macht. Wenn wir miteinander schlafen, berührt er mich nicht mehr am Kopf, und auch nachts versucht er es zu vermeiden, dass seine Hand sich meinem Scheitel nähert. Nur das mit dem Arm passiert manchmal.

Ich schiebe ihn vorsichtig weg, um aufstehen zu können, und denke dabei, wie geschickt wir die Vergangenheit umschiffen. Und ob wir gerade deshalb irgendwann mit ihr kollidieren werden.

Erst als ich die Beine auf den Teppich stelle und mir schummrig wird, fällt mir das Klirren wieder ein. Mein Herz schlägt zu schnell. Ganz normal, versuche ich mir selbst einzureden. Aus dem Tiefschlaf gerissen. Alles ist jetzt wieder still, das Licht fällt durch die Vorhänge.

Vielleicht habe ich mir das Geräusch nur eingebildet. Hätte Kelly sonst nicht bellen müssen? Die Rottweilerhündin liegt für gewöhnlich im Flur und reagiert auf nächtliche Geräusche in der